

---

**Helmut Bley**

## **Krisenkontinent Afrika?**

Es gibt die Klage der mit Entwicklung in Afrika professionell Befassten darüber, daß sich der Blick auf Afrika heute auf Krisenphänomene reduziert habe. Es gibt das im großen und ganzen durch die Statistiken – zumindest der achtziger Jahre – bestätigte Bild, daß Afrika weltwirtschaftlich marginalisiert worden ist und daher auch die Globalisierungsprozesse am Kontinent vorbeiziehen. Wer sich in Afrika aufhält, wer sich mit Afrika beschäftigt, wird kaum die düsteren Aspekte historischer und gegenwärtiger gesellschaftlicher Entwicklung mißachten können, zu denen auch eine Serie von Bürgerkriegen und extremen Repressionszeiten gehören. Allerdings sind auch ein hohes Maß an Überlebenskunst, vielseitige soziale Bewegungen, ja Lebensfreude neben all dem Katastrophischen anzutreffen. Auch weltwirtschaftliche Marginalisierung bedeutet nicht Isolation von weltweiten Entwicklungen. Eliten, Migranten, Waffenhändler, aber auch Radiohörer und Fernsehzuschauer in Afrika nehmen daran teil.

Vielleicht fehlt auch nur der historische Atem, um die enorme Bewegung in Afrika angemessen zu beurteilen. Der Kolonialismus erreichte die Menschen in Afrika, mit Ausnahme Südafrikas und einem dünnen Küstenstreifen in Westafrika, erst seit ca. 1890. Er wurde nach gut siebzig Jahren, also innerhalb von einem Menschenalter abgelöst. Die Befreiung der südafrikanischen Siedlerkolonien gelang dann zwanzig bis dreißig Jahre später und schloß mit dem historischen Kompromiß ab, der Nelson Mandela an die Macht brachte.

Als sehr viel schwächerer erwies es sich nach der Dekolonisierung, in den wenig produktiven Agrargesellschaften eine moderne, vom Kolonialismus geprägte Staatsbildung zu sichern und auszubauen. Vieles von dem, was wir in Afrika als Krise wahrnehmen, ist Folge von Staatsbildungskrisen, die auch in Europa zu langen Phasen der Instabilität führten. In Asien spricht man von einem Jahrhundert der Chinesischen Revolution, das mit den Taiping-Aufständen in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts, die ungefähr 20 Millionen Menschen das Leben kosteten, begann und bis zur Kulturrevolution mit ihrem gesellschaftlichen Chaos andauerte.

Unter der Macht der Weltwirtschaft, der Interventionskraft der Großmächte und insbesondere der Herrschaftsinstrumente, die das 20. Jahrhundert den Machteliten in Afrika zur Verfügung stellt, sind Staatenbildungsprozesse sehr erschwert, insbesondere sind die Spielräume für gesellschaftliche, am Gemeinwohl orientierte soziale Bewegungen und politische Opposition sehr gering – und selbst die „Erziehungsdiktaturen“ scheiterten.

Es mag paradox erscheinen, aber um an einem Gegenentwurf zum Chaos-Bild Afrikas zu arbeiten, haben wir uns im zeitgeschichtlichen Arbeitsbereich Afrikanische Geschichte in Hannover vorgenommen, den Stier bei den Hörnern zu packen und Sozialgeschichte des modernen Afrikas dort zu betreiben, wo die politischen Umstände am schwierigsten sind, nämlich im Krieg selbst. Wir beschäftigen uns mit Systemen schwerster Repression wie in Uganda und in Südafrika, mit dreißigjährigen Kriegen wie in Eritrea und in Mosambik. Außerdem betrachteten wir die Überlebensstrategien und die erfolgreiche gesellschaftliche Rekonstruktion nach dem deutschen Genozid-Versuch an den Herero in Namibia 1904 bis 1907, als Beispiel kolonialer Kriege und dadurch verursachter tiefer gesellschaftlicher Krisen sowie deren Bewältigung.

Da die Kriegsursachenforschung einerseits in abstrakten Systemanalysen verdorrte und andererseits Kriege nicht zu verhindern waren, stand im Zentrum unserer Überlegungen eine neue Schwerpunktsetzung, die sich nicht so sehr mit den Ursachen, sondern mit den Folgen von Krieg auseinandersetzt. Wir haben uns mit dem Thema beschäftigt, was Krieg für die Menschen in Afrika bedeutet, denn eine weitere Ausgangsüberlegung bestand darin, daß die gesellschaftliche Rekonstruktionskraft auch in großen Krisen offensichtlich sehr ausgeprägt ist, und daher auch im Krieg Ansätze und Spielräume dafür zu finden sein müssen. Das Katastrophenbild der „Ruhe des Friedhofs“ oder die spendenwirksame Beschreibung totaler Agonie hilfloser Opfer verdecken hier mehr als sie nützten. Denn Kriege müssen beendet und Nachkriegszeiten müssen gestaltet werden und dabei steht die Frage im Zentrum, wie afrikanische Gesellschaften und die Menschen in Afrika mit diesen Problemen umgehen. Reißen doch Bürgerkriege besonders tiefe Wunden und ist es für die Ausbildung eines Staates besonders problematisch, wenn er selbst kriegführende Macht im eigenen Land ist. Ein besonders wichtiges Thema ist dabei das Verhältnis von Bauern und Staat im Krieg. Bauern in Afrika sind in Krisen besonders verwundbar, obwohl sie am ehesten über die Ressourcen verfügen, ein selbstbestimmtes Leben zu führen, wenn man sie denn ließe. Dabei haben Kriege, besonders Guerilla-Kriege häufig Kampagnencharakter mit Perioden relativer Ruhe, die es mitunter äußerst schwierig machen, zwischen Krieg und Frieden zu unterscheiden, besonders wenn es kaum Unterschiede zwischen Kriegsgewalt und alltäglicher Repression gibt.

Die Erforschung von Konfliktregulierung, Alltagsstrategien und Krisenbewältigung im Krieg und nach der Beendigung von Kriegen, berührt das wichtige Thema, dem Subjekt auch unter den schwierigsten Umständen von Repression und Krieg oder unter den Bedingungen der Apartheid, Würde und Eigenständigkeit zuzuschreiben. Wie im Gespräch am Ende des Heftes erörtert, spielt dabei das Problem der organisierten Hilfe, insbesondere der Flüchtlingshilfe und der Reintegration der KämpferInnen eine wachsende Rolle. Auch die von Nicht-Regierungsorganisationen geleitete Nothilfe sieht sich in ihrem Verhältnis zum Staat und zu den Kriegspartei-

en einem wachsenden Dilemma ausgesetzt. Wie weit lassen organisierte und in Modulen weltweit einsetzbare Hilfstechniken die Selbstbestimmung derer zu, denen geholfen werden soll? Haushaltslogik, Bürokratisierung, aber auch die (unvermeidbare) Rücksichtnahme auf die politischen Interessen von Nehmer- und Geberländern und auf die Konfliktparteien müssen bedacht werden. Es gibt häufig Spannungen zwischen einer verarmten einheimischen Bauernschaft und Flüchtlingen. Es gibt Grauzonen zwischen Flucht und Migration. Außerdem muß Nothilfe im Kontext ihrer Kurzfristigkeit und des Umstands gesehen werden, daß über achtzig Prozent der Hilfsbedürftigen sich selbst helfen müssen. Dies alles muß unter Betonung der betroffenen Subjekte mit einer ausreichenden historischen Dimension durchdacht werden, um eine Basis für solidarische Kritik an der gewiß komplizierten Arbeit der Hilfsorganisationen zu finden.

Die drei in diesem Heft vorgestellten Aufsätze, die auf eine Tagung des Vereins für Geschichte des Weltsystems e.V. in Barsinghausen zurückgehen, beschäftigen sich anhand des Kolonialkriegs in Südwestafrika (1904–1907), des Bürgerkriegs in Uganda (1981–1986) sowie ostafrikanischer Flüchtlingslager mit der Frage, wie Kriegs- und Nachkriegszeit aus einer Perspektive, die von den Subjekten her denkt, beschrieben werden kann. Dabei zeigt sich, daß dieser Blickwechsel Prozesse und Strategien kenntlich macht, die in generalisierenden oder schematischen Analysen von Kriegsfolgen verloren gehen.